

nen zwischen 1914 und 1945 erscheinen mag, denen er ihre Fehler und Unterlassungssünden vorrechnet, so notwendig war es, daß einer es wagte, die »Generation der Väter« aus ihrer helvetischen Selbstgefälligkeit herauszureißen.

Aus Bern stammen auch die Autoren des letzten Kapitels (Beschleunigung im Wandel und neue Krisen, seit 1945), der Politologie-Professor *Peter Gilg* und der noch sehr junge Berater des im Amte verstorbenen populären sozialdemokratischen Bundesrats Willi Ritschard, *Peter Hablützel*, beide in enger Verbindung zum Berner Politologen und Zeitgeschichtler Erich Gruner stehend. Dieser Beitrag, gekennzeichnet durch die eindeutige Prädominanz der wirtschaftlichen Komponente, stellt den ersten umfassenden Überblick über die schweizerische Zeitgeschichte dar: eine Pionierleistung sowohl bezüglich des Faktenreichtums wie in der Klarheit der Darstellung. Hier wird der Schritt von der historischen Analyse zum umfassenden Katalog aktueller wirtschaftlicher, sozialer und politischer Probleme gewagt. Die kritische Beurteilung gewisser Erscheinungsformen des Kapitalismus (Banken!) und der Amerikaabhängigkeit, verbunden mit Verständnis für die 68er und die ökologische Bewegung, haben den Autoren da und dort den Vorwurf der Linkslastigkeit eingetragen. Es war aber durchaus im Sinne eines problemorientierten Geschichtswerks, daß die Darstellung des 20. Jahrhunderts drei kompetenten zeitkritischen Autoren anvertraut wurde. Man braucht ihre Ansichten nicht in jedem Fall zu teilen; zumindest sollte man sich aber ernsthaft mit ihnen auseinandersetzen.

Da die gebildeten Laien angesprochen werden, wird auf Fußnoten verzichtet. Dagegen wird jedes Kapitel durch eine den neuesten Forschungsstand repräsentierende Bibliographie – leider in zu kleiner Schrift – ergänzt. Jeder Band weist grafisch geschickt gestaltete synchronoptische Zeittafeln und ausführliche Erklärungen der wichtigsten Fachausdrücke auf. Dagegen fehlen Sach- und Namenregister, was es in Anbetracht der unorthodoxen Untertitel oft sehr schwierig macht, etwas ganz Bestimmtes zu finden. Das Werk ist reich mit – gelegentlich schwer lesbaren – Grafiken und mit größtenteils vorzüglich kommentierten Bildern ausgestattet.

Bei einer Neuauflage müßte unbedingt die erst vor kurzem an die Öffentlichkeit getretene »Frauengeschichte« einbezogen werden, eine Zusatzaufgabe für die einzige Frau im wissenschaftlichen Beratergremium, Prof. Beatrix Mesmer (Bern).

Mag man bedauern, daß der Fachhistoriker größeren Gewinn aus der Lektüre der drei Bände zieht als die als Leserschaft ins Auge gefaßten interessierten Laien und daß das Werk insgesamt recht teuer zu stehen kommt, so muß man die Herausgeber doch zu ihrem Mut beglückwünschen, aus »altbewährten« Traditionen auszubrechen und eine »Nouvelle Histoire de la Suisse et des Suisses« vorzulegen.

Wilfried Haerberli, Basel

Peter Schmidt, *Das Collegium Germanicum in Rom und die Germaniker. Zur Funktion eines römischen Ausländerseminars (1552–1914)* (= Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom, Bd. 56), Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1984, XVII, 364 S., Ln., 98 DM.

Kirchengeschichte ist auch Sozialgeschichte – eine Selbstverständlichkeit, aber dennoch mancherorts geradezu eine Häresie, ein Angriff auf das, was vielfach als das Eigentliche des Gegenstandes gilt, die Heilsgeschichte. Der Doktorvater dieser Arbeit, Wolfgang Reinhard, sah sich darum im Vorwort zu einer »captatio benevolentiae« gegenüber den Theologen genötigt, indem er neben dem kritischen Ertrag einer so betriebenen Historie auch deren Fähigkeit herausstrich, »Fabeln aus dem antiklerikalen Repertoire« zu widerlegen (S. XIV). Inwieweit solche Plädoyers die Vertreter eines grundsätzlich anderen wissenschaftstheoretischen Standortes zu überzeugen vermögen, sei dahingestellt. Tatsache ist jedoch, daß die

vorliegende Dissertation einen wichtigen Beitrag zur historischen Elitenforschung im Bereich der Kirchengeschichte darstellt. So sind wir nach Christoph Webers wegweisender Untersuchung zur Führungsschicht des Kirchenstaates unter Pius IX. (1978) und nach der EDV-gestützten Aufnahme und Auswertung der Daten aller deutschen (katholischen) Domkapitel im 17. und 18. Jahrhundert durch Peter Hersche (1984), um nur die epochemachenden Beiträge deutschsprachiger Autoren zu nennen, nunmehr auch über den Sozialtypus des Germanikers informiert.

Daß dieser Typus sich im Laufe der Jahrhunderte mehrfach und jeweils grundlegend geändert hat, wurde bislang zumeist ignoriert. Schmidts Arbeit setzt an diesem Punkt ein, indem sie nach Ausmaß und Gründen dieses mehrfachen Typenwandels fragt, um von hier aus auf die allgemeine Bedeutung des Umstandes schließen zu können, daß ein Teil des deutschen Klerikernachwuchses in Rom ausgebildet worden ist (und noch wird). Zu diesem Zweck hat er die Personaldaten der 5 228 Germaniker deutscher Nation (allerdings ohne Regularkleriker) hinsichtlich Heimatdiözese, Studiengang, Abkunft und nachmaliger Karriere (jedoch nur hinsichtlich der Domstifter und Bischofssitze, da nur hierzu zuverlässige Vorarbeiten existieren) untersucht.

Es ist kein Wunder angesichts der Sozialstruktur der Reichskirche und der damit zusammenhängenden Entscheidungen der 70er Jahre des 16. Jahrhunderts, daß die soziale Herkunft der Germaniker die Schlüsselvariable des gesamten Erscheinungsbildes ist und stärker als das Wechselspiel der Immatrikulationsziffern und Rekrutierungsräume den Charakter des Instituts geprägt hat. Die anderen Variablen (Eintrittsalter, Bildungsvoraussetzungen, Abschlüsse, Priesterweihen und natürlich Karrieremuster) sind dieser Größe eindeutig untergeordnet, was Schmidt sowohl sozialstatistisch als auch, in einem zweiten Durchgang, mit Hilfe herkömmlicher historischer Quellen belegen kann; durch diese Kombination wird das Zusammenspiel von Zielsetzung und Resonanz besonders deutlich. Demnach war das Germanicum nach einer kurzen bürgerlich-seelsorgerisch orientierten Startphase im 17. und 18. Jahrhundert eine Adelsanstalt, der es mit kurialer Unterstützung gelang, daß ihre Absolventen auf insgesamt 18 % der Bischofsstühle und 15 % der Kapitelsitze saßen. Auf die zeitlichen und regionalen Schwankungen kann hier nicht eingegangen werden, nur auf die Trendwende gegen 1740, gekennzeichnet durch eine rasche Abwendung des Reichsadels, den Mediatadelige, Nobilitierte und zuletzt Bürgerliche ersetzt haben. Die Gründe sind im allgemeinen Antijesuitismus der Zeit, insbesondere aber im deutschen Staatskirchentum (1781 Studienverbot für habsburgische Untertanen) und Episkopalismus zu suchen und belegen die These des Autors (S. 153), daß es niemals zu einer jesuitisch-adeligen Interessenidentität gekommen sei, wohl aber zu einer Affinität, d. h. zu einer Koexistenz gegenreformatorischer Ziele und der spezifisch politischen Frömmigkeit der katholischen Elite, die unter den Anfechtungen des 18. Jahrhunderts zu Bruch ging. Der Germaniker des 19. Jahrhunderts war demgegenüber von völlig anderer Art: Er entsprach rundum den römischen Vorstellungen, geriet aber gerade deshalb in Deutschland in eine soziale Isolierung, die schließlich einen »ausgeprägten Minderheitsfanatismus« (S. 180) hervorgerufen habe. Kulturkampf und erstes Vaticanum legten dann aber den Grund zum Aufstieg der Germaniker, die schließlich im frühen 20. Jahrhundert weit effektiver als in vorangegangenen Zeiten die deutsche Kirche weitgehend kontrollierten.

Diese letztere Entwicklung ist jedoch nicht mehr Gegenstand des Buches, dessen abrupter Schluß solche Tendenzen nur eben andeutet. So kommt die Einordnung des Germanicums nach seiner Wiederbegründung in die allgemeine Kirchengeschichte leider zu kurz. Hier bleiben darum die meisten Fragen auch offen, freilich sind hier auch die meisten Empfindlichkeiten zu erwarten. Von diesem Monitum abgesehen, erfüllt die Arbeit jedoch alle an sie gerichteten Anforderungen. Eine bessere Lesbarkeit der Statistiken wäre freilich wünschenswert, ebenso eine Definition dessen, was der Autor unter »Adel« bzw. »Adelsgruppe« verstanden hat. Freilich schränkt dies nicht die enorme Leistung ein, die mit dieser Untersu-

chung erbracht worden ist. Eine letzte Bemerkung dient dem Hinweis auf den im Anhang abgedruckten Katalog aller deutschen Germaniker (bis 1914), der für weitere prosopographische und andere Arbeiten von außerordentlichem Wert ist.

Christof Dipper, Trier

John Cannon, *Aristocratic Century. The Peerage of eighteenth Century England*, Cambridge University Press, Cambridge 1984, pp. 193, £ 19.50.

Professor Cannon observes that scholars have paid much more attention to the French nobility of the ancien regime than to the English nobility of the same period. And in this account of the English peerage in the eighteenth century he has attempted to rectify the omission. He deals only with the higher hereditary nobles – the dukes, marquises, earls, viscounts and barons – who form a group which can easily be identified since its members sat in the House of Lords. The lesser nobles – the hereditary baronets and the non hereditary knights – were not entitled to sit in the upper house and have not been included in this survey. The peers differed from their counterparts in most countries on the Continent inasmuch as, by common law, their children were commoners. The eldest son of a peer held a courtesy title but he was a commoner until he succeeded his father.

In his chapter on the recruitment of the peerage in the eighteenth century Professor Cannon shows that there is little evidence to suggest that large numbers of newcomers were enabled. Only a handful of new peers were without previous peerage connections. Many members of the aristocracy attended the same public schools (Eton, Winchester, Harrow) and universities (Oxford or Cambridge), supported the established church, followed the same rural pursuits, and were closely linked by ties of marriage. Many held substantial landed estates and those who did not might well enjoy a pension or a sinecure from the Crown.

The peers played a dominant role in English life in the eighteenth century by the exercise of political and economic power. Their political influence was not derived from membership of the House of Lords since the supremacy of the House of Commons, particularly in financial matters, was already well established. One important source of political power was the holding of public office. Peers were to be found in the cabinet, in the diplomatic service, in the army and in the established church. They held a dominant position in local government since most Lords Lieutenant were peers and the Lord Lieutenant of a county appointed justices of the peace, senior officers in the militia and generally wielded considerable local political influence. In addition peers exercised considerable influence over the House of Commons. Cannon estimates that when George I came to the throne 48 English boroughs, returning 68 members, were under total or partial control of peers. By 1786 this total had risen to 210. Moreover a number of sons of English peers sat in the House of Commons – 32 in 1713 rising to 82 in 1796.

The economic power of the peers in the eighteenth century was largely based upon the ownership of great estates. In this period these estates were expanded and the prosperity of the peerage increased. Income from rents was sometimes supplemented by emoluments from public office and from sinecures. Moreover the peers, like other large landowners, benefited from a system of taxation which avoided taxing accumulated capital.

In his conclusion Cannon refers briefly to certain factors which, by the end of the eighteenth century, were beginning to challenge the power of the peerage. The industrial revolution saw the rise of a new group of wealthy manufacturers, merchants and financiers who would one day demand a greater share of political power. At the same time some of the workers in the new factories had many grievances and were beginning to take an interest in political affairs. And more and more radical politicians were no longer prepared to accept the power of the